2. Platz

Elena Witzeck

"In die Wunde fassen, bis es blutet"

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. September 2020

Nur einer kleiner Ausschnitt der portugiesischen Seele offenbart sich in diesen Wochen auf den Straßen Lissabons. Viel mehr verrät die Literatur. Foto AFP

In die Wunde fassen, bis es blutet

Weg vom Beistelltisch der europäischen Literatur: Wie sich eine junge portugiesische Schriftstellergeneration der Vergangenheit stellt. *Von Elena Witzeck, Lissabon*

Bei Tisch ballt die Poetin ihre Fäuste. Hélia Correia, gebeugt, doch spitzbübisch, einundsiebzig Jahre alt, hat sich im Lissaboner Literaturclub Grémio Literário, wo ein Kellner im Frack seit fünfzig Jahren Kabeljau serviert, in Wut geredet beim Gedanken an die Literatur als Profession. Das soll sie nicht sein. Eine Passion soll sie sein. Von ihrem Vater, der eingesperrt wurde während der Diktatur, redet sie nicht beim Essen. Aber von ihren Gedichten für die literarischen Seiten der Zeitungen und ihren unsichtbaren Revolten. Ein paar Verse über die Maße eines Stuhls, ruft sie, konnten damals Wettbewerbe gewinnen, stellt euch das vor! Weil es keine Spur des Politischen enthielt. Mädchen sollten damals nicht beim Lesen gesehen werden. Es gehörte sich nicht.

Sie schreibt schwebende, davoneilende Gedichte, hin und wieder einen Roman. Der letzte, „Ein Tänzer im Kampf“, handelt von Geflüchteten, sei aber kein Gegenwartsroman, sagt sie, die Zeit sei eine andere, könnte jede sein. Von der großen brasilianischen Schriftstellerin Clarice Lispector, Meisterin der Introspektion, sagt sie: „eine von meiner Art“. Hélia Correia durchmisst die portugiesische Literaturgeschichte mit einer Handbewegung und hat natürlich auch ein Urteil über die gegenwärtige Lage parat: „Wir werden offener, freier, experimenteller. Das ist gut.“ Sie hat sich ihren Schalk bewahrt, ihre Freunde sind Kinder, Katzen und junge Lyrikerinnen. Jetzt legt sie ihre schmalen, von feinen Adern überzogenen Hände flach auf den Tisch. „Alles Schreiben ist politisch.“ Dann gibt es Pudding.

Lissabon im Herbst. Das milchige Licht auf den gepflasterten Straßen, die jetzt verschont bleiben von tausend touristischen Turnschuhen. Auf dem Stuhl neben der bronzenen Statue von Fernando Pessoa am Café A Brasileira, einem seiner Lieblingsorte und auch der von schlangestehenden Besuchern der Stadt, ist jetzt Platz. Nach acht dürfen die Bars keinen Alkohol mehr ausschenken, wenn nicht gegessen wird. Es ist still geworden in der Hauptstadt des Fado. Die Turnschuhe und Rollkoffer haben vorher gestört, jetzt fehlen sie.

Im gerade fertig renovierten Fernando-Pessoa-Haus am Campo de Ourique, einer edlen Gegend mit Ausblick über die Hügel der Stadt, leuchten frisch gestrichene Wände und digitale Anzeigen mit Porträts der zahllosen Alter Egos des Nationalschriftstellers, dazu Stelen mit Blindensprache. Unbeachtet steht seine Bibliothek am Ort seines damaligen Junggesellenzimmers, in einer seiner insgesamt sechzehn Wohnungen in Lissabon. Hier ist alles bereit für die Vermittlung portugiesischer Literatur, für die Gäste, die nichts über die großen Schriftsteller dieses kleinen Landes wissen. Niemand kommt. Aber Pessoas Erben sind in der Stadt.

In den Park oberhalb des Marquis-de-Pombal-Platzes, an dem 1910 die Republik ausgerufen wurde, darf kommen, wer Maske trägt. Holzhütten stehen hier dicht an dicht wie auf dem Jahrmarkt, darin sorgfältig gereihte Buchrücken, davor pandemiekonform versammelte junge Portugiesen. Je größer der Umsatz, desto breiter der Stand, aber die meisten Verlage in Portugal sind klein, nur bei großen Häusern wie der Verlagsgruppe Leya ist Platz für einen Tisch, da sitzt einer der wichtigsten Verleger des Landes, Zeferino Coelho, und liest in einer Anthologie. Auf dem Plakat hinter ihm steht „5 Euro“ und „Rabatt“. Beim „Happy Hour“-Verkauf am Nachmittag werden die Bücher noch einmal günstiger. Ein Fest für portugiesische Leser.

In einem normalen Jahr schlendern nach Angaben des Verbandes der Verlage und Buchhändler APEL etwa eine halbe Million Menschen über das Buchfest in Lissabon, eine der größten Messen Europas, die in diesem Jahr ihr neunzigjähriges Bestehen feiert. Im Gegensatz zu Madrid stellen hier nicht die Buchhändler aus, sondern die Verleger selbst. 2019 kamen mehr als tausend Autoren in die Stadt. Die Feira do Livro ist das erste öffentliche Großereignis seit dem Lockdown in der Hauptstadt, die im Juni Probleme hatte, ihre Infektionszahlen in den Griff zu bekommen, und seit zwei Tagen wieder zu den Risikogebieten zählt. Doch zwei Wochen lang waren in einem unvorhersehbaren Jahr alle dankbar für das bisschen Normalität. Kostenlos, unter akribischen Auflagen und freiem Himmel: So lässt sich im Jahr 2020 eine Buchmesse ausrichten.

Nur José Pinho, der wichtigste Buchhändler der Stadt, Besitzer von „Ler devagar“ (Lies langsam), einem literarischen Soziotop am Fuß der Tejo-Hängebrücke, einer französischen und einer sehr alten Buchhandlung im Stadtzentrum, schimpft auch für die weniger weit gereisten Besucher vernehmlich, dass seine Verkäufe wegen der Messe wieder um die Hälfte eingebrochen sind.

Seit man in Lissabon wieder Bücher kaufen gehen kann, machen die Buchhändler gegenüber dem Vorjahr etwa dreißig Prozent Verlust. Die Portugiesen haben das Interesse an der Literatur verloren, sagen die einen. Die Bücher sind zu teuer, sagen die anderen. Die Tradition des Taschenbuchs ist kurz, zwanzig Euro für ein Hardcover bringt ein durch Covid-19 arbeitslos gemachter Kellner, der von 400 Euro im Monat lebt, nicht auf, aber das galt schon vor der Pandemie, in den europäischen Sparkurszeiten der frühen zehner Jahre, bei einem Durchschnittsgehalt von knapp 1000 Euro im Monat. In diesen Jahren haben auch die Literaturkritiker der großen Zeitungen an Ruf eingebüßt. Der Buchhändler José Pinho wiederum meint, das seien alles Mythen, die Autoren schrieben schlichtweg mehr als vor zehn Jahren, das Angebot der Verlage sei gewachsen, die Nachfrage gleich geblieben. Beständig hält sich das Gerücht, es gebe mehr Schreiber als Leser im Land. Pinho hat sich mit anderen unabhängigen Buchhändlern zusammengetan, sie fordern eine konsequentere Einhaltung der Buchpreisbindung. Die Verlage sollen ihre Romane nicht auf Messen verramschen dürfen.

In seinen Buchhandlungen verkauft José Pinho etwa zwei Drittel Bücher in portugiesischer Sprache, darunter viele Übersetzungen. Die Übersetzer sind wichtig für ein Land wie Portugal. Viele von ihnen schreiben selbst, wie Margarida Vale de Gato, die bei ihrer Arbeit zur Überzeugung fand, dass auch ihre eigenen Gedichte einen Wert haben. Frauen in der Lyrik gab es vor zehn Jahren auch noch nicht in dieser Anzahl.

Der Verleger Zeferino Coelho kennt das Spiel des Marktes. Sein Verlag Caminho, ein Traditionshaus, das mehrere Jahrzehnte José Saramagos Romane veröffentlichte, war an der Gründung der Leya-Gruppe beteiligt. Als er 1979 das Manuskript zu „Hoffnung im Alentejo“, Saramagos erstem Roman, las, staunte Coelho: Der Stil war anders als alles, was er zuvor gelesen hatte. „Saramago ging dorthin, wo es weh tat, zu den hungernden Bauern im Alentejo, und fand, Marxist im Herzen, einen Ton für das Volk.“ 4000 Exemplare ließ Coelho damals drucken, es hätte seinem jungen Verlag die Existenz kosten können.

Saramago ist bis heute der einzige Nobelpreisträger der Portugiesen. Sein Erfolg, davon sind viele junge Autoren überzeugt, gab dem Land einen Selbstbewusstseinsschub. Wenn der Dichter des Volkes sprach, schien die Welt zuzuhören. Aber sein Fußabdruck in der Literaturgeschichte – und auch der des ruhelosen Pessoa –, sie waren derart gigantisch, dass junge Autoren bis heute mit diesem Erbe zu kämpfen haben.

Später verlegte Zeferino Coelho die großen Schriftsteller der ehemaligen Kolonien, Mia Couto und Germano Almeida. Er erinnert sich, wie provisorisch die Manuskripte aussahen, die ihn erreichten, schlecht gedruckt und auf vergilbtem Papier, und genau so zerfledderten diese Autoren die portugiesische Sprache, deuteten sie um, schufen etwas Neues, das auch den Lesern auf dem Kontinent zusagte, weil die Erzählungen dramatisch waren und von Liebe, Neid und Schmerz handelten wie ihre eigenen.

Zeferino Coelho ist alt geworden. Er spricht leise und am liebsten über die Geschichten seiner Autoren, gerade der neuen Generation, die selbst keine Kolonialerfahrung mehr gemacht hat und deshalb freimütig und schonungslos schreibe: „In ihrer Arbeit sind wir Portugiesen nicht mehr klein und bemitleidenswert, wir sitzen nicht mehr am Beistelltisch der europäischen Literatur, sondern suchen Metaphern für diese Kultur, die auch unsere ist.“ Das Gesicht von Ondjaki, einem jungen angolanischen Schriftsteller, lächelt von einem Poster am Leya-Stand. Er ist der viertmeistverkaufte Autor bei Leya und erinnert Coelho an Tschechow: „Erst passiert nichts und dann auf einmal die Tragödie.“ Für die afrikanischen Autoren lohnt sich die Verbindung zu Portugal, sie brauchen die Leser und die Aufmerksamkeit. Es gebe nur ein Problem, sagt Zeferino Coelho: „Die Erwartung, dass Afrikaner immerzu über Afrika schreiben.“

Für Isabela Figueiredo, die in Moçambique aufwuchs und mit vierzehn Jahren nach Portugal kam, gab es nur ein mögliches Thema für ein literarisches Debüt: Sie musste die Geschichte ihres Vaters aufschreiben, der als weißer Ingenieur in Kolonialzeiten seine Privilegien ausnutzte, bis zum Ende ihrer Kindheit in einer zutiefst rassistischen Umgebung. Der Roman, der 2009 auf Portugiesisch und Anfang des Jahres unter dem Titel „Roter Staub“ auf Deutsch erschien, wurde wegen seiner drastischen, von Sex und männlichem Machtgehabe durchdrungenen Sprache in Portugal zu einem Skandal. „Wir müssen in die Wunde fassen, bis es blutet“, sagt Figueiredo heute mit freundlichem Lächeln auf einer Parkbank am Rande der Messe.

Sie wohnt auf der anderen Seite des Tejo in Almada, einem Arbeiterviertel. Gerade war sie auf einer Festveranstaltung der kommunistischen Partei, auf der auch Redner aus Moçambique und Angola sprachen. Es stört sie, dass die Folgen der Kolonialzeit noch immer so verdruckst behandelt würden. Sie spricht von einem „verklärten Umgang“ mit den ehemaligen Kolonien. In Afrika ist sie wegen dieser Sicht, die sie auch auf internationalen Konferenzen vertritt, umstritten. Sie habe nichts gegen Bösewichte, sagt Figueiredo. Die menschliche Seele gebe genug Ambivalenzen her, um damit noch viele Bücher zu füllen. Etwas mehr Unverblümtheit, sagt sie, täte der portugiesischen Literatur gut. Aber der Weg heraus aus den abstrakten poetischen Welten von Schriftstellern wie António Lobo Antunes werde ja erfreulicherweise gerade von jungen Autoren begangen.

Von Afonso Reis Cabral sind vorerst noch keine Skandale zu erwarten. Auf ihn sind die Lissabonner Buchvermittler stolz: Er ist jung, gerade dreißig, charmant und höflich, und er spricht über seinen schriftstellerischen Werdegang wie über lange zurückliegende Erfahrungen. Sein Roman über den realen Fall einer von Jugendlichen misshandelten und getöteten Transgender-Frau in einer Kleinstadt wird im Frühjahr bei Hanser erscheinen, ein verstörender Rundgang durch den Kopf eines Jungen, den sein Umfeld zum Täter macht. Keine Autofiktion, wie sie in Portugal gerade in Mode ist, sagt Cabral, wie sie ein anderer erfolgreicher Außenseiter des Literaturbetriebs, José Luís Peixoto, in seinem Saramago-Roman mit dem Titel „Autobiographie“ auf die Spitze treibt, nein, ein unzuverlässiger Erzähler in einer Welt, die Cabral fremd war, natürlich nach Pessoas Vorbild, aber auch Steinbeck habe er gelesen.

Vergangenes Jahr hat Cabral den mit 35 000 Euro dotierten Saramago-Preis für Nachwuchsautoren gewonnen. Seitdem kann der junge Autor Autor sein. Für sein letztes Projekt ist er mehr als 700 Kilometer zu Fuß durch Portugal gelaufen, von Norden nach Süden, um über sein Leben nachzudenken, wie er sagt. Auf Facebook führte er Tagebuch, jetzt soll ein Buch dazu erscheinen. Der Tourismusverband ist angetan: Jahrelang hat Portugal seine immer zahlreicher werdenden Reisenden dankbar empfangen, weil sie der Wirtschaft aus der Krise halfen. Jetzt könnte die Literatur beim Kampf gegen die neue Krise mit anpacken. Im Inneren des Landes, wo die Ortschaften unter der Leere leiden, sollen literarische Angebote die Individualtouristen locken: José Luís Peixoto hat seinem Heimatort Galveias einen Roman gewidmet, dort wird eine Art literarischer Pilgerort geplant. Und in Óbidos nördlich von Lissabon, der „Unesco-Literaturstadt“, eröffnet ein Literaturhotel nach dem anderen.

Auch das ist eine Tendenz der jüngeren Literatur: die Beschäftigung mit Herkunft und portugiesischer Tradition, mit dem Rückzug ins Häusliche, der im Jahr der Pandemie deprimierend zeitgemäß erscheint. Der Autor, Musiker und frühere Filmemacher Afonso Cruz, ein kräftiger Mann mit Glatze, dem man in diesen Tagen in einer zur Buchhandlung umfunktionierten Kirche in Óbidos zuhören kann, spricht zurückhaltend, ohne jede Inszenierung von seinem Einsiedlerleben im Alentejo. Die Einkehr verhelfe ihm zu seinen Ideen. Viele dieser Autoren sind im Netz unsichtbar, scheuen die Öffentlichkeit, vertrauen darauf, dass ihre Texte für sich sprechen. Die romantische Verklärung des Schriftstellerlebens lässt sich bei ihnen noch mit dem Identitätsgefühl der Saudade, der melancholischen Sehnsucht, vereinen, das Autorinnen wie Isabela Figueiredo überwinden wollen.

Manchmal trügt aber auch der Schein. Am Ende dieses Tages gibt Afonso Cruz im Altarraum der sakralen Buchhandlung der schelmischen Dichterin mit dem politischen Anspruch recht und stellt die These auf, Portugal sei seinen europäischen Nachbarn in vielen Entwicklungen einfach zwanzig Jahre hinterher. „Große Veränderungen geschehen hier in kleinen Schritten, auch in der Literatur.“ Aber bekanntermaßen, sagt Cruz und lächelt mit den Augen, erreiche solche Gegenden auch der Weltuntergang mit Verspätung.

Pulsschlag und Taktgeber

Was das literarische Leben mit dem Aus des Hessischen Hofs verliert

„So wichtig sind die Messehallen der Frankfurter Buchmesse gar nicht – what matters is Jimmy's.“ Ausgesprochen hat diese Liebeserklärung an die verrauchte Kellerbar des Hessischen Hofs mit ihrer besänftigenden Klaviermusik und dem bis zuletzt strengen Dresscode einst ein amerikanischer Verleger, als er sich zu vorgerückter Stunde mit Whisky und Cohiba wohlig erschöpft in einen der lederbespannten Fauteuils fallen ließ. Tatsächlich war das Fünf-Sterne-Hotel vis-à-vis des Messegeländes mitsamt seinem gediegenen Foyer und den verwinkelten Veranstaltungsräumen während dieser fünf tollen Tage im Oktober stets das so diskret wie verlässlich schlagende Herz des Literaturbetriebs.

Auf den Mahagonitischen stapelten sich dann die Manuskripte, Exposés und prallgefüllten Terminkalender, und nicht nur die Lizenzhändler aus aller Welt, die sich während der Messe traditionell hier einmieteten, sondern praktisch alle, die mitreden, mitstreiten, mitspielen wollten, fanden sich irgendwann ein an diesem Ort sympathisch verblichener Noblesse. Zu welcher Tages- oder Nachtzeit Autoren, Verlegerinnen, Lektorinnen oder Journalisten in der Friedrich-Ebert-Anlage auch strandeten, stets umfing sie ein Stimmengewirr wie auf einem belebten Markt. Durchdrungen war es einerseits von der nervösen Witterung der Akteure nach den jeweils heißesten Abschlüssen für die übernächste Saison, die sich dabei allerdings aufs Schönste an der mit Antiquitäten und Gemälden ausstaffierten Gediegenheit des Interieurs brach.

Der Hessische Hof war nicht nur Frankfurter Statthalter etwa des Münchner C. H. Beck Verlags, der hier alljährlich zu seinem Messe-Empfang lud. Das kleine Grandhotel war auch Revier des in der Branche gefürchteten Agenten Andrew Wylie, genannt „der Schakal“, dessen Geschäftspraktiken sich hier studieren ließen. Als sich unlängst die Frankfurter Buchmesse nach einigem Hin und Her virusbedingt nun dazu entschloss, das größte Buchfest der Welt in den digitalen Raum zu verlagern, war die Aufregung naturgemäß groß – und wurde dabei unüberhörbar zum Fanal, wie unersetzlich diese alle Sinne strapazierende Veranstaltung tatsächlich ist. Wenn denn die Buchmesse dereinst in einer hoffentlich coronafreien Zukunft zur alten Normalität zurückkehrt, ist mit der jetzt verkündeten Schließung des Hessischen Hofs eine tragende Säule weggebrochen.

Wie dieses Parkett von Geist und Ware, Klatsch und Tratsch, an dem die belgische Königin ebenso selbstverständlich zu Gast war wie der Kapitalismuskritiker Thomas Piketty oder der diesjährige Friedenspreisträger Amartya Sen, zu ersetzen wäre, das lässt sich kaum ausmalen. Dass jedenfalls eine vergleichbare Atmosphäre, die den Raum für Ideen und Möglichkeiten physisch derart öffnet, von einem anderen Hotel geschaffen werden kann, dafür braucht es viel Phantasie. SANDRA KEGEL

Frankfurter Allgemeine Zeitung,
26.09.2020, Feuilleton, Seite 9

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2020.
Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Archiv